

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(v. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Margret erholte sich zwar langsam, aber doch stetig. Sie war sehr blaß und schmal geworden und hatte viel von ihrer Frische eingebüßt. Aber allmählich rundeten sich ihre Wangen doch und bekamen wieder Farbe.

Auch der Kleine gedieh prächtig und war bald der Mittelpunkt des ganzen Hauses. Hanns hatte früher nie viel für so kleine Kinder übrig gehabt. Niemals hätte er gedacht, daß man so viel Aufhebens von ihnen machen, sich so viel mit ihnen beschäftigen könnte. Wenn er den Bengel nicht selbst so lieb hätte, wahrhaftig, er hätte ja eifersüchtig auf ihn werden können. Wie oft machte Margret sich eilig aus seinen Armen frei, wenn der Kleine zu weinen begann. Manchmal fand er diese Fürsorge etwas übertrieben, aber wenn sie dann wieder kam, strahlend, den Jungen auf dem Arm, erwachte auch in ihm wieder der Vaterstolz.

An einem schönen Septembertage packte Margret den Kleinen fürjorglich in seinen hübschen, neuen Wagen und fuhr mit ihm zu ihren Eltern. Der kleine Gerd sollte heute seinen Großeltern seinen ersten Besuch abstatten. Margret freute sich unterwegs schon auf das frohe, überraschte Gesicht des Vaters.

Als sie aber dort anlangte, wartete ihrer dort eine noch viel größere Überraschung. Sie fand die Thren in großer Aufregung. Annemarie war ganz unerwartet gekommen und wollte nicht wieder zurück zu Tante Berta. Margret erfuhr auch sogleich den Grund.

„Denk dir nur,“ jammerte die Mutter, „Tante Berta will sich wieder verheiraten.“

„Was sagst du?“ Margret starrte sie an, als habe sie nicht recht verstanden.

„Ja, ja, es ist so. Mit ihrem Bäcker. Er ist noch nicht lange bei ihr. Ein Mann von gut vierzig Jahren, der früher selbst eine Bäckerei hatte. Sie sagte mir einmal, daß er sehr tüchtig und solide sei, aber daß sie ihn heiraten würde —!“

„Ja, das kommt mir auch ganz unerwartet.“ Margret konnte sich noch immer nicht von ihrer Überraschung erholen. Aber dann meinte sie schließlich nachdenklich: „Aber warum sollte sie es nicht tun? Sie ist unabhängig und noch jung. Vielleicht fühlt sie sich auch einsam. Ich begreife nur nicht, weshalb du nicht bei ihr bleiben willst, Annemarie.“

Annemarie, die mit verweinten Augen und trotzig geschürzten Lippen auf einem Stuhle saß, fuhr auf.

„Denkst du, ich will für sie schuften und arbeiten ohne die Aussicht, sie einmal zu beerben? Dienstmädchen spielen kann ich auch anderswo.“

„Annemarie! Mußt du denn immer auf deinen eigenen Vorteil sehen? Tante Berta ist herzensgut, das wirst du am besten merken, wenn du anderswo bist.“

„Schäm dich, Mädchen,“ fuhr der Vater grollend dazwischen. „Ich sage dir, du fährst morgen zu Tante Berta zurück und bleibst bei ihr —.“

„Auf keinen Fall!“ trozte Annemarie. „Ich habe das Tante gestern abend auch gleich gesagt, als ich merkte, was los war.“

Frau Luise rang jammernd die Hände.

„Kind! Kind! Was denkst du dir denn? Wo willst du denn hin? Landarbeit ist doch nichts für dich.“

„Denkst du denn vielleicht, ich will auf dem Lande bleiben? Ich suche mir eine Stellung in der Stadt.“

„Das tußt du nicht,“ beehrte der Vater auf. „Vielleicht nimmst du sie so lange zu dir, Margret, bis sich hier im Dorfe etwas Passendes findet?“

„Ich wüßte aber schon etwas,“ sagte Annemarie da zögernd und plötzlich auffallend sanft.

„Du? Was denn?“

„Bei Tante Bertas Nachbarn war bis vor kurzem ein junges Mädchen, mit dem ich gut befreundet war. Jetzt ist sie in Hannover und schrieb mir vor einigen Tagen, ich solle doch auch dorthin kommen. Sie wisse eine gute Stellung für mich.“

„Ich sage dir, du kommst nicht in die Stadt!“

„Aber ich könnte doch wenigstens mal hinschreiben. Ihr lest dann ja selbst, was sie wiederschreibt, und wenn ihr es dann noch nicht meint, können wir es ja lassen.“

„Es hat keinen Zweck, sage ich dir —.“

So ging es eine Weile hin und her, bis Margret endlich meinte, eine schriftliche Anfrage verpflichte noch zu nichts. Da war Annemarie hinaus und suchte Papier und Tinte.

Eine halbe Stunde später, als Margret schon zur Heimfahrt rüstete, bestieg sie ihr Rad, um den Brief zur Post zu bringen. Margret wollte am nächsten Tage zu Berta fahren und die Sache mit ihr regeln. Annemarie lächelte verschmigt vor sich hin. Ach, wenn die wüßten daheim, wer die „Freundin“ war, die sich so liebevoll für sie bemühte! Hoffentlich klappte nun alles. Dann war sie Tante Bertas scharfer Aufsicht entronnen und konnte das Leben genießen, wie sie es sich immer gewünscht hatte!

Zwei Tage später kam das Antwortschreiben. Es lautete:

„Liebe Annemie!

Zu meiner Freude habe ich gelesen, daß du nun doch vielleicht nach Hannover kommen willst. Ich bin sofort zu Frau Heinberg gegangen; die Stelle ist noch frei. Es ist der Dame darum zu tun, ein nettes, solides Mädchen vom Lande zu bekommen. Sie zahlt ein gutes Gehalt, gewährt häuslichen Familienanschluß und bildet dich in allen Zweigen des Haushalts weiter aus. Dafür verlangt sie flottes Arbeiten, freundliches Wesen und vor allem — Solidität. Wenn du einen Abend nach zehn Uhr ins Haus kämest, würdest du unweigerlich hinausfliegen. Aber das tut ein anständiges Mädchen ja auch nicht. Ich würde mich freuen, wenn du die Stelle bekämst. Anschluß hast du hier ja, denn ich habe auch noch Verwandte hier. Setze dich also umgehend mit der Dame in Verbindung. Adresse liegt bei. Auf baldiges Wiedersehen also!

Deine Liesel Winter!“

Halb widerwillig las Vater Meinhard den Brief, dann meinte er nachdenklich:

„Scheinen ja vernünftige Leute zu sein, das Mädchen und auch die Frau.“

Seine Angehörigen stimmten ihm bei. Einen ganzen Tag wurde nun noch jedes Für und Wider erwogen, dann gab Margrets Stimme den Ausschlag.

„Laßt sie ruhig fahren,“ sagte sie. „Allem Anschein nach ist sie bei der Dame ja gut aufgehoben und dann schadet es ihr nichts, wenn sie sich ein bißchen den Wind um die Ohren wehen läßt. Ich denke auch, sie kehrt schon nach einem halben Jahre reumütig zu Tante Berta zurück.“

So kam es denn, daß Annemarie am 15. Oktober nach Hannover abreiste.

Knatternd und fauchend fuhr das Auto des Tierarztes vom Hofe. Eine zum Gruß erhobene Hand, eine elegante Kurve, dann bog es in die breite Eichenallee ein und war im nächsten Augenblick den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

Hanns Heidbrink wandte sich mit finsterem Gesicht an seine Frau, die neben ihm stand.

„Also doch alles vergebens!“

Margret war noch ganz blaß von den Aufregungen der letzten Stunde, aber sie sagte tapfer:

„Ja, es ist ein Jammer um das Tier, aber es ist doch immerhin nur ein Stück Vieh, das wollen wir nicht vergessen.“

Hanns zuckte die Achseln, rief den in der Nähe stehenden Knechten einige Anordnungen zu und ging dann ins Haus. Margret folgte ihm langsam.

Das gab nun wieder ein paar recht ungemütliche Stunden. Hanns war in letzter Zeit bei jedem Anlaß so gereizt und mißmutig. Vor acht Tagen, als ein Pferd plötzlich an Herzlähmung verendete, war es auch so gewesen. Und nun dieses neue Unglück!

Eines der besten Kinder war an Trommelsucht erkrankt, was leider zu spät bemerkt wurde. Der rasch herbeigerufene Tierarzt konnte auch nichts mehr helfen, und das Tier mußte notgeschlachtet werden. Es war ein empfindlicher Verlust, besonders auch, da das Kind in vier Wochen kalber mußte.

Margret wußte sehr wohl, was ein solcher Verlust in dieser schweren Zeit bedeutete, und sie hatte vorhin tatkräftig mitgeholfen, um das Unglück abzuwenden. Aber nun, da es geschehen war, ließ sie sich auch nicht davon niederdrücken.

Mit Hanns war das anders. Er war gewohnt, immer aus dem Vollen zu schöpfen und sich jeden Wunsch zu erfüllen. An Sparen und Einschränkung hatte er nie gedacht. Nun kamen in dieser ohnehin schweren Zeit Fehlschläge, und es herrschte Geldknapp-

heit an allen Ecken und Enden. Das machte ihn übel-launig und verdrießlich, so daß er tagelang mit mürrischem Gesicht umherging.

Margret seufzte. Nein, es tat nicht gut, wenn einer vom Schicksal zu sehr verwöhnt wurde, den Kampf des Lebens nicht kennen lernte und sich nie bescheiden brauchte. Kamen dann Fehlschläge, so wie jetzt, so versagte er sofort und haderte mit dem Schicksal.

Margret begab sich auch ins Haus. In der Küche fand sie die alte Lene, die eben den kleinen Gerd trockenlegte. Er lag auf seinem Rücken und krähte und strampelte vor Vergnügen. Mit seinen vier Monaten war er wirklich ein Prachtkerl.

Margret schäkerte ein Weilschen mit ihm, aber es kam nicht so recht von Herzen wie sonst.

Plötzlich unterbrach sie sich erschrocken:

„Aber wir haben ja noch gar kein Vesper gehabt!“

„Wahrhaftigen Gotts,“ sagte Lene, nicht minder erschrocken, das haben wir in der Aufregung ja ganz vergessen. Dann will ich erst man schnell machen, daß die Leute was kriegen. Der Kaffee ist schon zwei Stunden fertig.“

„Ja, tu das nur. Ich nehme den Jungen mit herein. Hanns ist doch in der Bohnstube?“

„Ja, ja.“ Lene hatte schon den riesigen Brotlaib und das Brotmesser in der Hand und schnitt eifertig Scheibe um Scheibe ab, bis sich ein ganzer Berg auf dem Teller türmte.

Margret legte den Kleinen in den Wagen zurück, was er sich aber nicht so ohne weiteres gefallen ließ, sondern durch empörtes Geschrei dagegen protestierte. Es nützte ihm aber nichts. Seine Mutter legte ihn zu recht und wartete einfach, bis er sich beruhigt hatte, was auch bald geschah, da er das Zwecklose seines Beginns einsah.

Da erst nahm Margret den Wagen und schob ihn hinüber ins Wohnzimmer. Hanns war ohnehin kein großer Freund von Kindergeschrei und in seiner jetztigen Stimmung schon gar nicht.

Als Margret eintrat, stand er am Fenster und schaute finster hinaus in das Dämmergrau des sinkenden Abendtages.

„Nun wollen wir aber erst Kaffee trinken,“ sagte sie, „beinahe hätten wir es ganz vergessen.“

Hanns antwortete nicht und drehte sich auch nicht um. Da begann sie den Tisch zu decken und goß den Kaffee ein.

„So, fertig. Nun komm, Hanns.“ Sie trat auf ihn zu und legte die Arme um seinen Nacken. „Du wirst doch nicht den Kopf hängen lassen um ein Stück Vieh? Es hätte wahrhaftig Schlimmeres passieren können.“

„Ach laß!“ Ungeduldig machte er sich frei und trat an den Tisch. „Ich mag von der ganzen Geschichte nichts mehr hören noch sehen. Wieviel Schaden hat man da nun wieder!“

„Wenn wir nun wenigstens versichert hätten!“ warf Margret ein. Es war nämlich auch eine von Hanns Eigenarten, daß er von einer Viehversicherung nichts wissen wollte. Die Pferdeversicherung hatte Margret ihm im Vorjahre förmlich abgerungen, aber das Rindvieh war unversichert geblieben. Hoffentlich wurde er nun durch Schaden klug!

Aber Hanns wehrte nur ungeduldig ab.

„Ach was! Man kann sich ja arm bezahlen an Beiträgen.“ Er zählte an den Fingern auf: „Hagelversicherung, Feuerversicherung, Unfallversicherung, Pferdeversicherung usw. Und nun auch noch dieses? Nee! Dann muß man eben mal einen Verlust tragen.“

„Ja, aber dann soll man auch nicht klagen!“

Hanns schien diesen Einwurf nicht zu hören, sondern sprach mißmutig weiter:

„Und dann kommen noch alle die anderen Auslagen: die vielen Steuern, die Zinsen, die Handwerkerrechnungen, Kunstböinger, Futtermittel, Dienstbotenlöhne und Gott weiß was noch. Und dabei diese miserablen Viehpreise! Nein, es macht heutzutage wirklich keinen Spaß mehr, Bauer zu sein. Man kommt ja immer tiefer in Schulden.“

„Die Zeiten sind furchtbar schlecht, ja, da hast du recht, Hanns. Aber nicht kloß für uns. Allen Landwirten ergeht es so.“

„Ein billiger Trost!“ höhnte er.

„Aber doch immerhin ein Trost,“ versuchte Margret zu scherzen, fuhr gleich darauf aber ernst fort: „Glaube mir, wir sind noch lange nicht am schlimmsten dran, wir mit unserem schönen großen Hof. Was meinst du wohl, wie es bei uns zu Hause aussehen wird, überhaupt bei allen kleinen Landwirten? Und vom Klagen

und Lamentieren wird es nicht anders. Wir müssen eben sparen und uns einschränken, wo wir nur können. Es wird ja auch noch wieder besser werden.“

„Sparen! Einschränken! Ich möchte wirklich wissen, wie du das machen willst. Man erlaubt sich ja ohnehin nichts mehr. An Neuerungen ist schon überhaupt nicht mehr zu denken. Die Viehställe hier im Hause sind damals nicht mit umgebaut worden. Sie entsprechen den modernen Anforderungen an die Milchwirtschaft nicht mehr.“

„Ja, solche Pläne wirst du allerdings zurückstellen müssen, bis bessere Zeiten kommen. Aber sonst, was das Sparen anbetrifft.“

„Ach, Schweig still! Ich mag nichts mehr davon hören!“

(Fortsetzung folgt.)

Mit Boskopäpfeln fing's an...

Von A. Hofer

Theophil Rauh schleuderte die Tüte mit den Äpfeln zornig auf den Verkaufstisch. Die Tüte mit den Äpfeln, die er vor einer halben Stunde bei dieser wohlgenährten Höferin für 25 Pfennige erstanden hatte. Seine Nasenflügel bebten vor Erregung. „Da haben Sie Ihre miderigen Äpfel wieder!“ schrie er.

Die Marktfrau blinzelte ihn an und blies die Backen auf. „Erlauben Sie! Das sind allerfeinste Boskopäpfel! Prima, primo! Die feinsten Herrschaften kaufen bei mir. Haben schon bei meiner seligen Großmutter gekauft! Und Sie wollen meine Ware kritisieren? Selbst miderig, Sie Hungerkünstler!“

„Wenn Sie die Leute betrügen, ist es kein Kunststück, auszu sehen wie 'ne Mastgans!“ schrie Rauh in ihre kurze Atemkammer hinein.

„Betrügen?“ — Die Stimme zischte wie eine Rakete in die Höhe. Die wohlbeleibte Gestalt sank ächzend auf einen Stuhl. Ihre Lippen zuckten, aber es entrang sich ihnen kein Laut.

Um so lauter tobte Rauh. „Zawohl! Betrügen! Ich habe zu Hause nachgewogen. Das ist kein Pfund. Da fehlen 43 Gramm! Wissen Sie, was das ist? Ich kann Ihnen den Paragrafen schwarz auf weiß zeigen.“

Die Mauer der lebhaft interessiertesten Zuhörer wurde in diesem Augenblick von einem Herrn durchbrochen, der sich mit wohlthuend ruhiger, gepflegter Stimme an die hilflos hingekunkelte Händlerin wandte.

„Bitte, geben Sie mir ein Pfund von diesen Boskopäpfeln.“

Auf dieses Zauberwort hin schien Leben in die umfangreiche Gestalt zurückzukehren. Fast zärtlich füllte sie die Tüte mit den Früchten und tippte auf die Gewichtseite der Waage, die dem Druck nachgab. Sie reichte ihm die Tüte. „Bitte sehr, Herr Baron!“ flötete sie.

Der Herr lächelte liebenswürdig, sagte „Danke sehr!“ und ließ die Menge, die dieses Wunder miterlebt hatte, erstaunt zurück.

Theophil Rauh, der den an sich alltäglichen Vorgang stieläugig beobachtet hatte, staunte. Dann trat er an den Verkaufstisch und sagte sanften Tones: „Bitte, geben Sie mir meine Äpfel wieder! Der Fall ist erledigt. Ich verzichte auf die besagten 43 Gramm.“

Die Frau nahm einen der dicksten Äpfel und schmetterte ihn mit Wucht in die Tüte zu den 457 Gramm. „Bitte!“ sagte sie hoheitsvoll.

Rauh storchte von dannen. Wirklich, das weltmännische Benehmen des eleganten Herrn hatte ihm gewaltig imponiert. So gewaltig, daß er beschloß, es nun auch seinerseits einmal mit der vielgerühmten Höflichkeit zu versuchen.

Im Hausflur begegnete er seiner Frau, die mit einem Eimer Kohlen aus dem Keller kam. Ritterlich ging er hinter ihr die Treppe hinauf. Frau Rauh hatte keineswegs erwartet, daß er ihr den Eimer abnehmen würde, aber daß er die Korridortür aufschloß und mit verbindlichem Lächeln: „Bitte, nach dir!“ sagte, das hatte sie noch weniger erwartet. In der Küche sah sie ihn erschrocken und prüfend an. „Was ist mit dir? Du bist doch nicht betrunken?“

„Liebe Josefine,“ lächelte er, „ich muß dich darauf aufmerksam machen, daß du dich in einem bedauerlichen Irrtum befindest. Die Sache ist vielmehr die, daß ich mich in Zukunft der allergrößten Höflichkeit bestreiken werde! Zu allererst natürlich gegen dich!“

„So!“ sagte sie mißtrauisch, „da hättest du mir eigentlich die Kohlen tragen können.“

„Schade!“ bedauerte er, „sehr schade, daß ich daran nicht gedacht habe! Aber vielleicht kann ich mich anderweitig nützlich machen.“

„Du ja! Du könntest mir einen Weg abnehmen. Du brauchst nur bei meiner Schneiderin vorbeizugehen und ihr bestellen, daß ich mich doch für den weintoten Stoff entschieden hätte! Den gelben könnte ich auf keinen Fall tragen.“

„Aber gewiß!“ sagte er und machte zum grenzenlosen Erstaunen seiner Frau eine Bewegung, die fast wie eine Verbeugung ausah.

In der Straßenbahn stand Rauh einem Herrn gegenüber, dem der Fahrchein auf den Boden fiel. Er bückte sich, um ihn aufzuheben. Als höflicher Mensch hatte Rauh denselben nahe liegenden Gedanken, aber nach dem Zusammenprall ihrer Köpfe hatte er überhaupt keinen Gedanken mehr.

So kam es, daß er, als er ausstieg und einen Bekannten namens Zierhase traf, wehrlos dem Redeschwall Zierhases preisgegeben war. Sonst pflegte er in solchen Fällen zu sagen:

„Alle Kamellen!“ oder „Verschone mich mit diesem Quatsch!“ — Aber erstens fiel ihm ein, wie gelagt, nichts ein und zweitens hätte sich diese Wendung nicht gut mit seinem Entschluß, höflicher zu werden, vereinbaren lassen. Gegen 8 Uhr erinnerte sich Zierhase, daß er um 1/2 nach Hause gewollt hatte. „Entschuldige,“ sagte er, „aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr!“

„O bitte sehr!“ sagte Rauh mit unirdischem Lächeln.

Es war inzwischen dunkel geworden und es hatte herzhast zu regnen begonnen. In der Friedrichstraße, wo dieses Fräulein Lehmann wohnte, das den gelben, nein, den weintoten Stoff verarbeiten sollte, fiel ihm plötzlich ein, daß ihm die Hausnummer nicht einfiel.

Doch! Hier mußte es sein! Er rief ein Zündholz an, um die Nummern an den Klingeln erkennen zu können. Das neunzehnte Streichholz ging nicht aus, sondern belehrte ihn mit freundlichem Schein, daß es doch nicht das richtige Haus war. Man würde fragen müssen!

Jaghaft drückte er die Klingel.

„Verzeihen Sie gütigst!“ sagte er zu dem öffnenden kleinen Männchen mit der spitzen Nase. „Können Sie mir Auskunft geben, wo hier ein Fräulein Lehmann wohnt?“

„Ne, bedaure!“ nökelte das Männchen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung!“ sagte Rauh zu der bereits wieder geschlossenen Tür.

In strömendem Regen stand er auf der menschenleeren Straße. Die Hoffnung, durch systematisches Ableuchten aller Klingeln zum Ziel zu kommen, erwies sich als trügerisch. Der Zufall kam ihm nicht zu Hilfe. Dagegen kam ein Schuhmann und betrachtete ihn sehr kritisch. „Was machen Sie denn hier?“

„Ach, Herr Bachmeister, ich suche ein Fräulein Lehmann, das hier in der Friedrichstraße wohnt!“

„Soso!“ machte der Beamte, „die Friedrichstraße ist aber die nächste Parallelstraße.“

Müheles fand Rauh jetzt das Haus und ebenso müheles stellte er fest, daß in diesem Hause bereits alles schlief. —

Da gab er es auf. — Der Regen hatte ihn zwar völlig aufgeweicht, hatte aber nicht sein bezauberndes Lächeln zerstören können. Das Lächeln, mit dem er zu Hause ins Wohnzimmer trat, wo er seine Frau gähnend vorfand, war in der Tat be-

zaubernd. Wo er stand, bildete sich eine Pfütze auf dem Boden. „Bitte, Josefina, könntest du mir noch etwas zu essen geben? Ich habe einen Löwenhunger mitgebracht!“ Während er aß, betrachtete ihn seine Frau schweigend. Es ging einfach über ihr Fassungsvermögen, daß Theophil Rauh nach Hause kam, völlig durchnäßt war und — lächelte! „Also was ist los mit dir?“ fragte sie eindringlich. „Du hast doch was auf dem Gewissen. Nun beichte schon...!“

„Aber liebe Josefina, wie kommst du darauf? Ich habe wirklich nichts zu beichten. Ich will mir nur bessere Umgangsformen angewöhnen.“

„Ard wo hast du dich so lange herumgetrieben, wenn man fragen darf?“

„Verzeih, daß ich dir widerspreche, aber dieser Ausdruck ist wirklich ganz unzutreffend. Ich wollte doch bei der Schneiderin die Bestellung für dich ausrichten wegen des weinroten Stoffes, aber...“

„Das hättest du dir sparen können,“ sagte sie, indessen er sich die Tasse wieder vollschenkte. „Fräulein Lehmann war nämlich gegen 6 Uhr bei mir.“

„Wie?“ sagte Rauh.

„Ja. Ich hatte sie telephonisch hergebeten. Weil man sich auf dich doch leider nicht verlassen kann. Uebrigens hat mich Fräulein Lehmann überzeugt, daß mich Geld doch besser kleidet...!“

Da lächelte Herr Rauh nicht mehr. Sondern schleuderte mit einer sehr häßlichen Bemerkung die Teekanne gegen die Wand...

Lehmann kehrt heim mit Familie

Von Peter Robinson.

„Sieben Stück waren es doch — Sie haben ja bloß sechs, Träger! Wo ist denn — was fehlt denn nu? Ich sage es ja immer: etwas muß einem jedesmal wegkommen. Ohne das geht's nu' mal nich'. Ach so — du hast deine Tasche selber genommen, Paula! Was läßt du mich da erst rumsuchen, warum sagst du das nich' vorher? Ueberhaupt — weshalb schleppst du dich mit dem Ding? Die Tasche wird schon nich' verschwinden; wir haben noch nie was verloren. Die Mäuscheln sind in der Tasche? Daß du das Zeug durchaus hast mitnehmen müssen! Nachher treiben sich die Dinger ja doch bloß in der Wohnung herum und werden verschmissen. Was sagste? Du tauschst damit in der Schule, gegen Abziehbilder und solche Sachen. Das ist recht, da lernst du auf deinen Vorteil sehn. Hättest ruhig noch 'n paar mehr sammeln sollen.“

Alles verstaubt? Da habense 'ne Mart, Träger! Der Chauffeur soll — ah, er weiß schon Bescheid. Daß sich der Bengel, der Heinz, natürlich zum Chauffeur hat setzen müssen! Als ob wir hier nicht zu viert ganz bequem Platz haben, die Droschke is doch für viere. Was sagste, Emma? Er hat dich gefragt. Da hättest du's nich' erlauben sollen. Du sagst aber zu allem ja, du bist 'ne schwache Mutter. Jungens müssen immer mal was verboten kriegen, das stählt für den Lebensweg — später wird einem ja so viel verboten und in den Weg gelegt. Aber erholt hat sich der Bengel! Famos! Der hat sogar die Jungens von unserm Fischer verhalten können, glaube ich. Es war ein Unsinn von dir, Emma, daß du ihn nie mit den Bengels hast spielen lassen wollen. Du verbietest dem Jungen zu viel, so'n Junge muß doch Freiheit haben. —

Hand vorhalten, Paulachen! Bist so müde? Na, das war ja auch eine Fahrt! Ich hab' dir gleich gesagt, Emma: den Zug nimmt man nicht. Mit dem fahren ja die meisten Leute. Da sind ja schon vorher so viele eingestiegen, in Zinnowitz und in Heringsdorf. War ja schon alles knüppel-dick voll. Man muß mit dem ersten Zuge frühmorgens nach Hause fahren, hab' ich dir gesagt, Emma. Da fährt noch keiner gern mit; die Leute wollen am letzten Tage noch was von der See haben, bis Mittag.

Da, die Reklame am Admiralskino — doll, was? Wie fremd einem das alles vorkommt! Wenn man denkt: heute früh noch in der See gebadet und den Vormittag über am Strande gelümmelt! So ist's aber richtig — den halben Tag muß man doch noch mitnehmen.

Halt — wie fährt denn der? Sie, Chauffeur —! Was, der Junge hat Ihnen gesagt, Sie sollen durch

die Meinedestrafze fahren? Macht mindestens 30 Pfenn'ge, der Umweg. Die werden dir vom Taschengeld abgezogen, mein Junge. Aber du hast umsonst gehofft — da steht's: das Gymnasium steht noch. Ne, das stürzt nich' so leicht zusammen. Hilft alles nicht, Heinz: morgen mußte wieder in den ollen Kasten stiebeln. Na, nu nimm's man nich' so schwer! Kriegt morgen fuffzig Pfenn'ge von mir.

Emma — haste gesehn? Hansemanns Zigarrenladen is zu. Hat er also doch Pleite gemacht. Schade um ihn! So'n ordentlicher Mann; ich hab' gerne bei ihm gekauft. Ja, ja — die ordentlichen Leute kommen zu nischtl! Bloß den Schweinehunden geht's heute auch geschäftlich gut — Uebrigens, ich werde nachher gleich mal Munkel anrufen; der kann dann morgen reisen. Angenehm, einen unverheirateten Sozjus zu haben; da streitet man sich nicht wegen des Urlaubs. Ich denke, den Abschluß mit Apolda wird er auch noch geschafft haben. Anrufen — es geht ja ganz flott mit dem Geschäft. —

So — da sind wir! Immer langsam, Kinder — nich' wieder so hegen wie vor den Ferien! Ihr habt doch gesehn, wie die Leute an der Wasserkante alles in Ruhe machen. Sieh nich' 'rauf zu Brienzigers, Emma! Is ja klar, daß die im Fenster liegen. Ekelhafte Bande, muß immer spionieren. 4 Mart 80 — auch das noch! Nu mach' aber fix, Paula! Willst wohl in der Droschke übernachten, was? Jetzt hat die Ferientrödelei ein Ende, jetzt heißt es wieder Tempo! Da gucken Brienzigers grade 'raus. Grüß doch 'rauf, Emma — 'n bißchen verbindlich! Schließlich wohnt man doch mit den Leuten in einem Haus. Ob die wohl weggewesen sind? Na, das werden wir schon noch rauskriegen. Der Hausmeister wird ja —

Ah, da ist ja der Herr Biesang! Schönen guten Abend, da sind wir wieder! Wenn Sie so gut sein wollen, mit dem Gepäc' 'raufzuhelfen! Na, das Haus steht ja noch. Nischtl passiert? Kein Feuer, kein Einbruch? Wo ist denn unjere Auguste? Die sollte doch heute früh schon zurückkommen. Na endlich — da kommt se ja. Wo haben Sie denn gesteckt? Das Abendessen machen Sie gerade zurecht? Aber Auguste — wir haben natürlich Flundern mitgebracht. Is doch klar: wenn man von Ahlbeck nach Hause fährt!

Briefe sind da? Heute will ich nischtl davon wissen, is ja doch bloß Aerger dabei. Wo sind sie denn? Nu zeigen Sie doch schon her! Natürlich — vom Finanzamt!“

Zeitschriften

„Das Innere Reich“. Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Herausgeber: Paul Uwerdes und Karl Benno v. Methow. 2. Jahrgang, Heft 7, Oktober 1935. Bezugspreis: vierteljährlich 4.80 Rm., Einzelheft 1.60 Rm. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

In diesem Heft, das wie die vorigen reichhaltig und vielseitig ist, setzt Karl Benno v. Methow seinen eigenwilligen, von heimlichem Humor getragenen Bericht von einer italienischen Reise fort mit einem Kapitel „Sizilien — Umschau und Bestimmung“, Rudolf G. Binding feuert einen schönen dichterischen Bericht „Das Heiligtum der Pferde“ bei, der im ostpreussischen Pferd, im Traktierer, das preussischste Erzeugnis des Landes, das festeste Bild seines Wesens erkennt. Von den dichterischen Beiträgen nennen wir dann noch die stille, rührende Erzählung Otto Gmelins „Das Licht in der Nacht“, eine Fundichtung „Gespräch mit den Vätern“ von Martin Raschke, mit der die Reihe wertvoller Arbeiten für den Rundfunk, die mit Dichtungen Wilhelms begann, fortgesetzt wird, und einige herbstliche Gedichte von Fischer-Gravelius und Peter Huchel. Sehr erfreut verzeichnet man, nachdem das vorige Heft eine Fülle dichterischer Beiträge aus Deutsch-Österreich im engeren Sinne brachte, in diesem Heft zwei Beiträge von Siebenbürger Sachsen: Heinrich Jüllichs Hymnus „Siebenbürgische Landschaft“ und Harald Krassers klugen Aufsatz über „Die deutsche Kunstprovinz Siebenbürgen“. — Die bildende Kunst unserer Zeit vertritt der Bildhauer Arno Breker mit 6 Wiedergaben seiner Plastiken; mit Genugtuung verzeichnet man dann noch einen Beitrag zum Musikklassischen: Karl Gerstberger, der Bremer Komponist, spricht knapp und treffend vom Wesen der Musik gegen jede Deutung ins Bekenntnis-Programmatische. Einen besonderen Genuß bedeutet aber die neue Bekanntheit mit dem fast verschollenen Wilhelm-Busch-Aufsatz Josef Hofmüllers, des am 11. Oktober 1933 verstorbenen genialen Essayisten, des letzten umfassenden Geistes vielleicht, der die Kunst des Essays beherrscht.